

Kultur & Gesellschaft

«Die staatlichen Verweise waren Zäsuren in seinem Leben»

Der polnische Komponist und Schostakowitsch-Biograf Krzysztof Meyer war in Zürich zu Gast. Der Sowjetstaat habe Schostakowitsch in gewisser Weise gebrochen, sagt er.

Mit Krzysztof Meyer sprach Susanne Kübler

Schostakowitsch hat unter grossem politischem Druck komponiert, und wenn von ihm die Rede ist, geht es sehr oft vor allem darum. Sie haben ihn gekannt - wie war er?

Er war zunächst einmal ein ganz normaler Mensch. Er liebte Frauen und Fussball, er war ein grosser Literaturkenner, interessierte sich aber überhaupt nicht für bildende Kunst. Seinen Flügel hat er einst beim Kartenspiel verloren. Er war sicher nicht einer, der Tag und Nacht nur über Politik nachgedacht hat.

Und doch hat die Politik sein Schaffen mehr geprägt als das anderer Komponisten, auch anderer sowjetischer Komponisten.

Sein Fall war speziell, weil er die offizielle Nummer eins war in der Sowjetunion. In Polen haben wir das auch erlebt, mit Witold Lutoslawski: Die Nummer eins stand unter besonderer Beobachtung, musste besonders aufpassen, was sie sagt und tut, mit wem sie sich trifft, wohin sie fährt. In der Sowjetunion galt das noch viel mehr.

Was hiess das konkret?

Jedes wichtige Werk von Schostakowitsch wurde vom Regime entweder bewilligt oder abgelehnt. Und die staatlichen Verweise 1936 und 1948 waren Zäsuren in seinem Leben, sie haben ihn in

gewissem Sinn gebrochen. Es gibt Fotos von ihm aus den 30er-Jahren, da sieht man einen jungen Mann, der weiss: Ich bin ein Star, ich mache, was ich will. Diese Leichtigkeit war später weg. Gleichzeitig hat er von dem System auch profitiert; seine Musik wurde gespielt und gefördert. Und die Komponisten hatten gegenüber den Literaten mehr Freiheiten, weil ihre Kunst abstrakter ist. Aber es wäre falsch, seine Musik nur vor dem politischen Hintergrund zu sehen. Es wäre auch langweilig.

Ist es also eine westliche fixe Idee, dass man vor allem seine politische Position klären will?

Meine Schostakowitsch-Biografie wurde in viele Sprachen übersetzt, aber in Amerika wird sie nicht verlegt: weil nicht klar darin steht, ob Schostakowitsch für oder

gegen das Regime war. Aber wie soll man das sagen können? Schostakowitsch hat in seiner Musik sehr persönliche Aussagen gemacht. Was immer wir daraus herauslesen, sind Interpretationen.

Das gilt ja nicht nur für die Politik.

Nein. Es ist verblüffend, wie unterschiedlich seine Musik in verschiedenen Ländern aufgenommen wird. Es gibt etwa die deutsche Antologie «Die Musik des 20. Jahrhunderts», darin findet sich nur ein einziges Notenbeispiel von Schostakowitsch: aus der 2. Sinfonie, weil er dort als einer der Ersten Cluster verwendet hat - also Tonballungen, wie sie etwa entstehen, wenn man den Unterarm auf die Klaviertasten legt.

In Russland würde man andere Beispiele wählen?

Die 2. Sinfonie ist ein Frühwerk und nicht besonders bedeutend. Und vor allem geht es in dieser Musik doch nicht in erster Linie um Form und Technik, sondern um den Ausdruck! Auch das kann man übrigens genauso bei Lutoslawski beobachten: Deutsche Wissenschaftler schreiben über die Aleatorik in seinem Werk; russische über seine Art der Narration und der Expressivität.

Wie hat Schostakowitsch selbst über seine Musik gesprochen?

Gar nicht. Und ich habe ihn nie danach gefragt. Das wäre taktlos gewesen. Einmal hat er mir zwei neue Werke gezeigt, darunter der Zwetajewa-Zyklus, der nun im Rigiblick zur Aufführung kommt. Das kam von ihm aus, ich hätte ihn nie darum gebeten. Aber wir sprachen natürlich viel über Musik allgemein.

Haben Sie über Politik gesprochen?

Nein. Er war ängstlich. Und was hätte ich ihn fragen sollen? Wie es ihm gegangen war, als er getadelt wurde?

Was Schostakowitsch erlebt hat, erleben heute andere, zuletzt die Frauenband Pussy Riot.

Russland ist Russland. Vieles hat sich nicht geändert, leider. Putin ist in der Sowjetunion aufgewachsen, er war KGB-Offizier. Man wird auf eine neue Generation warten müssen, damit sich die Dinge ändern.

Was bedeutet es für die Kunst in einem Land, wenn über so lange Zeit ein solcher staatlicher Druck ausgeübt wird?

Wir sind es gewohnt, zu sagen, dass Künstler frei sein müssen. Aber wenn man sich die Musikgeschichte anschaut, dann war Beethoven wohl der erste wirklich freie Komponist. Vorher waren die Musiker abhängig von den Höfen oder von der Kirche; Palestrina etwa hatte Schwierigkeiten mit der Kirche, weil er als zu modern galt. Was wirklich schlimm war in der Sowjetunion, war die allgemeine politische Situation: dass jeder jederzeit verhaftet oder auch hingerichtet werden konnte. Darüber sollte man sprechen, wenn man über die Verbrechen der Sowjetunion spricht, nicht über die Kontrolle der Kunst.

Schostakowitsch-Inszenierung «Woher diese Zärtlichkeit?»

Glühende Lieder, wütendes Streichquartett

Zürich, Theater Rigiblick - Lichtspuren kringeln sich über die dunkle Bühne, nehmen Konturen an, formieren sich irgendwann zu Buchstaben: «Ich nie» steht da, es ist die Durchhalteparole gegen Bedrohungen von innen und aussen. Mich trifft es nicht, heisst das, oder auch: Ich lasse mich nicht verbiegen. Nicht von einem staatlichen Regelwerk. Und auch nicht von dem metallischen Block direkt über meinem Kopf.

Die von Eugen Eisenhut entworfene Bühne spielt eine Hauptrolle in der Schostakowitsch-Inszenierung «Woher diese Zärtlichkeit?», der zwei Liederzyklen und das Streichquartett Nr. 10 zugrunde liegen. Wobei die Bezeichnung «Inszenierung» schon fast übertrieben ist: Regisseurin Rachel Eisenhut hält

sich zurück, sie lässt der Musik viel Raum. An zwei Tischchen sitzen die Mezzosopranistin Christina Daletka und der Bassbariton Kresimir Strazanac, und wenn er aufsteht, dann reicht er tatsächlich exakt bis zu diesem Block, der als Symbol der Bedrohung mindestens so stark (und weniger klischiert) wirkt wie die Männer in weissen Hemden, die kommen und Briefe übergeben, Bücher mitnehmen und die Geliebte ebenfalls.

Stark ist auch die Musik: die «Sechs Romanzen» op. 62 zunächst, in denen Strazanac (begleitet von Walter Prossnitz am Klavier) von der Auflehnung in die Sehnsucht nach unbeschwertem Zeiten wechselt. Und erst recht die «Sechs Gedichte von Marina Zwetajewa» op. 143, in denen es auf so existenzielle und un-

verbrauchte Weise um die Kunst geht und um das, was ein Herrscher ihr antun kann: Christina Daletka bringt diese Lieder zum Glühen und Schillern.

Wenn dann das Zürcher Galatea-Quartett einsetzt, gehört die Bühne ganz den Tönen. Etwas matt wirken sie zunächst, aber ab dem zweiten Satz spielen sich die vier ins Feuer, in die Wut, die Trauer, die Unbändigkeit dieser Musik. Bis wieder Lichtspuren durch den Raum wuseln, um sich in einer Zwetajewa-Zeile zu finden: «Ich heule mit den Wölfen nie.» Wie sehr sich auch Schostakowitsch mit dieser Haltung auseinandergesetzt hat, ist an diesem Abend zu erleben.

Susanne Kübler

Letzte Aufführung heute, 20.30 Uhr.



Krzysztof Meyer

Der 69-Jährige gehört zu den wichtigsten polnischen Komponisten der Gegenwart. Seine Schostakowitsch-Biografie (Schott-Verlag, 1998) ist ein Standardwerk.